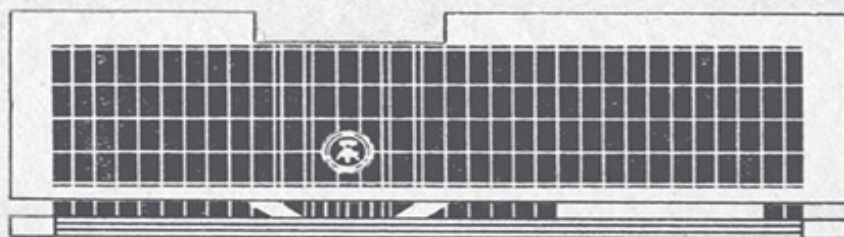


CLINT LUKAS



Roland Albrecht: Der Chef der Familie

Porträt eines ruhelosen Wirtes





periplaneta

CLINT LUKAS:

„Roland Albrecht: Der Chef der Familie
Porträt eines ruhelosen Wirtes“

1. Auflage, Januar 2022, Periplaneta Berlin, Edition Blickpunkt

© 2022 Periplaneta - Verlag und Medien

Inh. Marion Alexa Müller, Bornholmer Str. 81a, 10439 Berlin

periplaneta.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Übersetzung, Vortrag und Übertragung,
Vertonung, Verfilmung, Vervielfältigung, Digitalisierung, kommerzielle
Verwertung des Inhaltes, gleich welcher Art, auch auszugsweise, nur mit
schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Korrekturat: Marion A. Müller

Cover, Satz & Layout: Thomas Manegold

Bilder: Privat-Archiv Roland Albrecht

print ISBN: 978-3-95996-225-4

epub ISBN: 978-3-95996-226-1

CLINT LUKAS

Roland Albrecht:
Der Chef der Familie

Porträt eines ruhelosen Wirtes



periplaneta

Roland und Clint vor dem *Zander*, 2007



Menü 1

Aperitif

Frühling 2007. Ich bin 22 Jahre alt und nach Berlin gezogen, weil ich ein bedeutender Filmregisseur werden will. Ich weiß, dass das deutsche Kino ein Problem hat, dass es zahnlos und kleinmütig ist, und ich weiß auch, dass ich die Wende bringen kann, wenn man mich lässt. Was ich derweil nicht weiß, ist, wovon ich die nächste Miete bezahlen soll.

Als ich 2005 in die Hauptstadt gekommen bin, war für meinen Unterhalt noch gesorgt. Zumindest während der ersten neun Monate, die ich als Zivi in einem Neuköllner Hospiz verbrachte. Die Krankenschwestern und Pfleger blieben in dieser Zeit mein einziger sozialer Kontakt. Es war mir ein Rätsel, wie ich Berlin knacken, wie ich mich dieser riesigen Stadt auch innerlich nähern sollte.

Tag für Tag unternahm ich Streifzüge in den 5-Kilometer-Radius um meine Wohnung – Wedding, Mitte, Prenzlauer Berg – und setzte mich abends in die Kneipen auf der Kastanienallee. Doch ich blieb ein Tourist, lebte provisorisch und aus dem Koffer. Einen Raum meiner Zweizimmerwohnung nutzte ich gar nicht, im anderen gab es außer einer Matratze nur einen kleinen Fernseher mit Videorecorder. Den fütterte ich mit Kassetten aus der Videothek. Ich studierte die Gesamtwerke von Woody Allen, Fellini, Kubrick, und ich tat es mit einer hingebungsvollen Naivität. Als müsste allein das wiederholte Ansehen von *Citizen Kane* genügen, um sich das Handwerkszeug zum Filmmachen anzueignen.

Im März 2006 hatte ich dann den ersten Kontakt mit dem Showbusiness. Ich fasste den Plan, an der Potsdamer *Hochschule für Film und Fernsehen* (HFF) zu studieren. Um sich dort bewerben zu dürfen, musste man allerdings sechs Monate praktische Erfahrung vorweisen können. Da

ich keinerlei Kontakte zu einem Theater oder Filmschaffenden hatte, schien das gar nicht so einfach.

Schließlich durfte ich als Regiehospitant beim Gastspiel eines österreichischen Regisseurs arbeiten, das im Kronprinzenpalais an der Prachtstraße Unter den Linden aufgeführt wurde. Ich war während der Probenzeit dafür verantwortlich, der 87-jährigen Eleonore Zetzsche ihren Text einzupauken. Im Grunde blieb meine Tätigkeit also die gleiche wie im Zivildienst, ich war Altenpfleger, nur dass ich diesmal eine Theaterlegende betreute. Als Urgestein des Berliner Ensembles war Frau Zetzsche noch von Bertolt Brecht persönlich inszeniert worden. Nach Probenschluss führte sie mich aus, lud mich im mondänen *Ganymed* zum Essen ein, wo sie einen eigenen, mit Messingschild gekennzeichneten Stammplatz neben dem Eingang hatte.

Noch beeindruckender als diese *Grand Dame* war für mich der naturgewaltige, oft despotische Regisseur. Bis zum Beginn der öffentlichen Aufführungen waren fast alle Praktikanten gefeuert worden oder freiwillig gegangen. Jeden Tag zitterte ich um seine Unterschrift auf meiner Praktikumsbestätigung, ein Dokument, dem ich in meiner Dummheit heilige Bedeutung beimaß. Er würde mir erst Jahre später verraten, dass für jemanden, der Regisseur werden will, Regeln nichts gelten, dass ein echter Filmemacher sich einfach nimmt, was er will. Aber diese Geschichte wird woanders erzählt.

Wenn es mir in diesem hektischen Theateralltag gelang, eine kurze Essenspause einzulegen, ging ich zu einer Imbissbude unweit des Kronprinzenpalais. Sie stand vor einer gigantischen Baustelle, auf der jedoch kein Gebäude errichtet, sondern abgetragen wurde. Ein DDR-Relikt, groß wie ein Kreuzfahrtschiff: der ehemalige *Palast der Republik*. Für mich nur eines von vielen historischen Gebäuden.

Nach der letzten Vorstellung stellte der Regisseur mir

nicht nur die ersehnte Bestätigung aus, er zahlte mir auch ein unerwartetes Honorar. Dadurch war ich in der Lage, meine Berliner Wohnung zu kündigen und zu verreisen. Denn während der Produktion hatte ich mich mit der Bühnenbildnerin angefreundet und der Zufall wollte es, dass ihr nächstes Projekt ein HFF-Abschlussfilm war. Als ihr Assistent folgte ich ihr für die nächsten Monate an den Drehort in Halle-Neustadt. Ich lebte in dieser Zeit vom Rest meines Honorars, sowie dem mageren Assistentengehalt. Am Ende war gerade noch genug übrig, dass ich mir in Berlin eine Einzimmerwohnung mit Ofenheizung nehmen konnte. Die Miete betrug 183 Euro. Womit wir wieder am Ausgangspunkt dieser Einleitung sind.

Frühjahr 2007, zurück in Berlin. Trotz meiner Erlebnisse fühle ich mich in der Stadt immer noch wie ein Fremdkörper. Doch obwohl ich nun endlich alle Voraussetzungen erfülle, um mich an der HFF bewerben zu können, haben mir die Monate als Handlinger eines Studentenfilmes sämtliche Illusionen geraubt. Als Ausgeburt eines verkopften, subventionierten Systems hatte der Jung-Regisseur jedes Gefühl für den Umgang mit Menschen verloren. Ein verweichlichter, bornierter Snob. Außerdem musste ich dabei zusehen, wie ein ursprünglich halbwegs passables Drehbuch durch die Einmischung unzähliger Redakteure – von Förderanstalten, Fernsehsendern, der Produktionsfirma – derart verwässert wurde, sodass der Film zu unerträglichem Schund verkam. Meine eigenen Filme will ich deshalb entweder auf eigene Faust machen, oder überhaupt nicht.

In diesem Frühling bin ich also entschlossener als jemals zuvor. Doch leider vollkommen mittellos. Tagelang unternehme ich weitläufige Spaziergänge, stelle mir dabei vor, ich bekäme für jeden gezählten Pflasterstein einen Euro.

Es ist mir schleierhaft, wo ich das Geld zum Leben

hernehmen soll, geschweige denn das Budget für einen eigenen Film. Ich habe nichts studiert und keinen Beruf gelernt. Wie ich es auch drehe und wende: Ich werde mir einen Job suchen müssen.

»Und hast du schon irgendwelche Erfahrungen in der Gastronomie?«, fragt mein Gegenüber mit leichtem Thüringer Akzent im ersten Bewerbungsgespräch.

»Ich war letztes Jahr Regieassistent im Kronprinzenpalais. Da habe ich auch den Abwasch gemacht. Das war so ein Stück mit Galadiner in der Pause.«

»Aha.«

»Vielleicht sollte ich an dieser Stelle erwähnen, dass ich eine sehr strikte Arbeitsmoral habe. Wenn ich etwas anfangen will, dann mache ich es auch richtig.«

»Mhm.«

Dass meine hochtrabenden Worte keine sichtbare Reaktion hervorrufen, verunsichert mich. Mein Gegenüber ist ein Mann um die Fünfzig. Ergrautes Haar, leicht untersetzt, ein kleiner Buckel, der von der Angewohnheit zu kommen scheint, die Umgebung stets über den Rand der lässig aufgesetzten Brille zu beobachten. Vor ihm liegen Zettel und Stift, doch er macht sich keine Notizen. Wir sitzen in seinem Restaurant in der Kollwitzstraße, die Tische sind noch nicht eingedeckt.

»Die Märkte finden immer donnerstags und samstags statt«, sagt er dann. »Komm doch übermorgen einfach um halb acht vorbei, dann kannst du ja mal probearbeiten.«

Eine Chance, mehr brauche ich nicht. Ich bin froh, dass sie mir gewährt wird, und beziehe das nun doch wieder auf mein resolutes Auftreten. Woher soll ich auch wissen, dass der Mann, dem ich gegenüber sitze, grundsätzlich großzügig mit seinem Vertrauen umgeht, seit vier Jahrzehnten schon, die er in zwei verschiedenen Welten verbracht hat? Im DDR-Sozialismus ebenso, wie im Raubtier-Kapitalismus des wiedervereinten Berlins? Sein Name ist Roland Albrecht, Sohn einer Frisörin und eines

Kellners aus Thüringen, der sich zum Zeitpunkt meiner Geburt bereits zum Gastronomischen Leiter am Tisch Erich Honeckers hochgedient hatte.

Das alles weiß ich natürlich noch nicht. Ich bin völlig mit meinem Ego und dem dazugehörenden Traum beschäftigt. Ich bin ein Kind. Meine linksliberale Identität ist zwar inzwischen dem Anspruch gewichen, Künstler werden zu wollen, trotzdem rümpfe ich noch immer die Nase über jede Form von Reichtum und alles, was ich für dekadent halte. Das gilt sowohl für das besagte Restaurant *Zander*, in dem mein Bewerbungsgespräch stattfindet, als auch für meinen eigentlichen Arbeitsplatz: eine Imbissbude mit dem illustren Namen *Currywurst & Schampus*. Dort soll ich fortan nicht nur den besagten Schaumwein verkaufen, sondern auch Pommes frites mit Trüffel-Mayonnaise und vergoldete Bratwürste. Die Ironie, dass mein neuer Chef diese Kombination auf der Karte *Berliner Yuppie-Menü* nennt, entgeht mir.

Den ersten Arbeitstag auf dem Hackeschen Markt verbringe ich mit einem kleinen, wortkargen Sarden, sowie Heidrun, Rolands Frau, die den Service im Restaurant leitet und ebenfalls aus Thüringen stammt.

»Noh«, sagt sie jedes Mal, wenn ich eine Frage stelle. Eine etwas befremdliche Art der Bestätigung.

»Kann ich die Pommes jetzt in die Fritteuse geben? Ist das Öl heiß genug?«

»Noh.«

»Und wann kommen die ersten Kunden?«

»So gegen zwölf.«

»Soll ich dann auch abkassieren?«

»Noh.«

Vier Stunden lang reißt die Schlange vor unserem Tresen nicht ab. Die Kundschaft besteht in erster Linie aus den Angestellten der umliegenden Büros, auch aus vielen Touristen. Als Heidrun sieht, dass der Sarde und ich alles im Griff haben, hält sie sich fortan im Hintergrund.

»Und wie bist du zu dem Job gekommen?«, frage ich meinen Kollegen nach Feierabend.

»Isch bin ganz neu gewesen in Berlin, so wie du. An eine Abend isch bin einfach in *Zander* gegangen und abe gefragt: ›Hast du Arbeit?‹ Dann isch durfte zuerst anfangen in der Spülküche, manschmal auch Sven helfen beim Vorbereiten. Inzwischen isch bin schon seit einem halben Jahr Sous-Chef.«

»Wer ist Sven?«

»Der Sohn von Heidi und Roland.«

In den folgenden Monaten habe ich mit Roland Albrecht nicht sonderlich viel zu tun. Hin und wieder trinke ich ein Bier mit ihm am Tresen des Restaurants. Dort stehe ich dann nach getaner Arbeit mit meinen groben Schuhen und verschwitzten Klamotten, während der etwas hochnäsige Sommelier sich anschickt, die ersten Gäste des Abends zu empfangen. Von diesem Dünkel ist bei Roland selbst nichts zu spüren, im Gegenteil, er gibt sich betont hemdsärmelig. Er ist mir sympathisch, aber doch in erster Linie mein Arbeitgeber.

Das ändert sich erst, als ich ihn auf einen Sondereinsatz nach Sachsen-Anhalt begleite. Seine Nichte betreibt dort einen Spargelhof, die Saison geht gerade zu Ende. Beim Abschiedsfest, das zu Ehren der Erntehelfer ausgerichtet wird, sorgen wir für die Verpflegung. Roland greift dabei gern und fröhlich zur Flasche, ermuntert auch mich dazu.

»Vor lauter Arbeit kommt man gar nicht zum Trinken!«, ruft er mehrmals in gespielter Empörung, woraufhin ich mich stets beeile, mehr Bier für uns zu zapfen.

Spätnachts sitzen wir noch mit den zumeist polnischen Frauen beim letzten Getränk des Abends, dem allerdings weitere Scheidebecher folgen. Als eine der angetrunkenen Erntehelferinnen irgendwann wissen will, wer wir eigentlich sind, macht Roland sich einen Spaß daraus zu behaupten, ich sei sein Chef und er mein Angestellter. Dabei hält er ihr mit verschmitzter Unterwürfigkeit einen

Aschenbecher hin, damit sie ihre Zigarette ausdrücken kann.

»Genauso bin ich auch bei Helmut Schmidt gestanden«, sagt er plötzlich zu mir.

»Was meinst du?«

»Na, die konnten ihm das Rauchen im Bundesrat ja nicht verbieten. Aber so weit, dass der Aschenbecher auf dem Tisch steht, wollten sie auch nicht gehen. Deshalb stand ich die ganze Zeit neben ihm und hab' immer gesagt: ›Hier, Helmut. ‹ Und er: ›Ah, gut dassde daran gedacht hast.« Er macht die Stimme des Altkanzlers so täuschend echt nach, dass ich unvermittelt lachen muss.

»Aber wieso warst du da überhaupt?«, frage ich. »Was hast du mit Helmut Schmidt zu tun?«

»Ich hatte schon mit vielen Leuten zu tun. Einmal musste ich auch die Frau von Michail Gorbatschow durch Berlin führen, weil sie keine Lust hatte, bei den anderen *First Ladies* zu sitzen.«

Bei so viel Namedropping wenden sich die Erntehelferinnen bald wieder ihren eigenen Themen zu. Meine Neugier jedoch ist geweckt. Ich lausche an diesem Abend noch etlichen Anekdoten, in meinem Alkoholrausch verschwimmen sie ineinander. Als ich schließlich ins Bett wanke, habe ich das meiste schon wieder vergessen. Trotzdem trifft mich die Erkenntnis, dass die erstaunlichsten Geschichten oft an den unscheinbarsten Orten schlummern, völlig unerwartet. Für jemanden wie mich, der ausschließlich mit seinen eigenen Ideen beschäftigt ist, kommt das einer Erleuchtung gleich.

Auf der Heimfahrt am nächsten Morgen, auf der wir beide verkatert sind, hake ich noch einmal nach. Roland, zuerst wortkarg, beginnt zu erzählen, redet schließlich die ganzen zweieinhalb Stunden, die wir zurück nach Berlin brauchen, und eröffnet mir damit den ersten echten Einblick in seine Geschichte.

Es ist die Geschichte eines Mannes, der genau wie ich als

Fremder in die Hauptstadt kam, um sich zu nehmen, was er kriegen konnte. Eines Mannes, der nie aufhören durfte, nie aufhören *wollte*, zu kämpfen, weil er sich letztlich nur von seiner unstillbaren Lebensgier leiten ließ. Und dem Wunsch, seine Visionen in die Tat umzusetzen.